Ein Dorf von Wilhelm Tells

Autor(en): **Kubly, Herbert Oswald**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus**

Band (Jahr): **84 (2004)**

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-584477

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Ein Dorf von Wilhelm Tells

Herbert Oswald Kubly

Obwohl zwanzig Jahre vergangen sind, seit ich New Glarus, meinen Geburtsort, verlassen habe, kann ich heute noch nicht dahin zurückkehren, ohne ein Gefühl der Schuld in mir zu tragen. Vermutlich würde sich ein jeder so fühlen, der seiner Heimat den Rücken kehrt und daher nie mehr ganz sicher ist, wer er eigentlich ist. In meinem Fall stand die Frage der Identität schon im Raum, bevor ich geboren wurde.

Meine Leute waren Amerikaner, die sich selbst aber als Schweizer betrachteten. Nach schweizerischem Recht wird jeder, der schweizerischer Abstammung ist, als solcher betrachtet, unabhängig von seinem Geburtsort. Nach meiner Geburt wurde ich also, obwohl seit vier Generationen Amerikaner, als Bürger von Elm in den Registern eingetragen. Dass meine Urgrosseltern vor siebzig Jahren dieses Bergdörfchen verlassen hatten, spielte keine Rolle.

Meine Leute waren Farmer mit einer europäischen, fast mystischen Beziehung zum Vieh. Wer auf seinem eigenen Boden geht, geht mit Gott, war eine der Hauptmaximen meines Vaters, der bei stürmischen Winternächten die beruhigende Wärme seiner Tiere im Stall aufsuchte und Gott für seine Kühe dankte. Während ich diese nahe Beziehung zum Land wenigstens teilweise verstand, so ging mir jene zu den Kühen ganz ab, ja ich wollte erst gar nichts mit ihnen zu tun haben.

Eines Samstags im Oktober half ich meinem Vater beim Pflücken wilder Trauben, aus denen er jeweils im Herbst Wein machte. Dabei erzählte er mir, dass er beabsichtige, an die Scheunenwand die Beschriftung «Nic H. Kubly & Son» anzubringen. Mit einer im Nachhinein schändlichen Unverfrorenheit entgegnete ich ihm, da müsse er wohl einen zweiten Sohn haben.

Es gab keinen zweiten Sohn, und die Art, wie ich das Land, sein Land, betrogen hatte, indem ich das Farmerleben ablehnte, betrübte ihn sein ganzes Leben. Denn dieses Land, das der Urgrossvater urbar gemacht hatte und von dem drei Generationen von Kublis gelebt hatten, war sein ganzer Stolz.

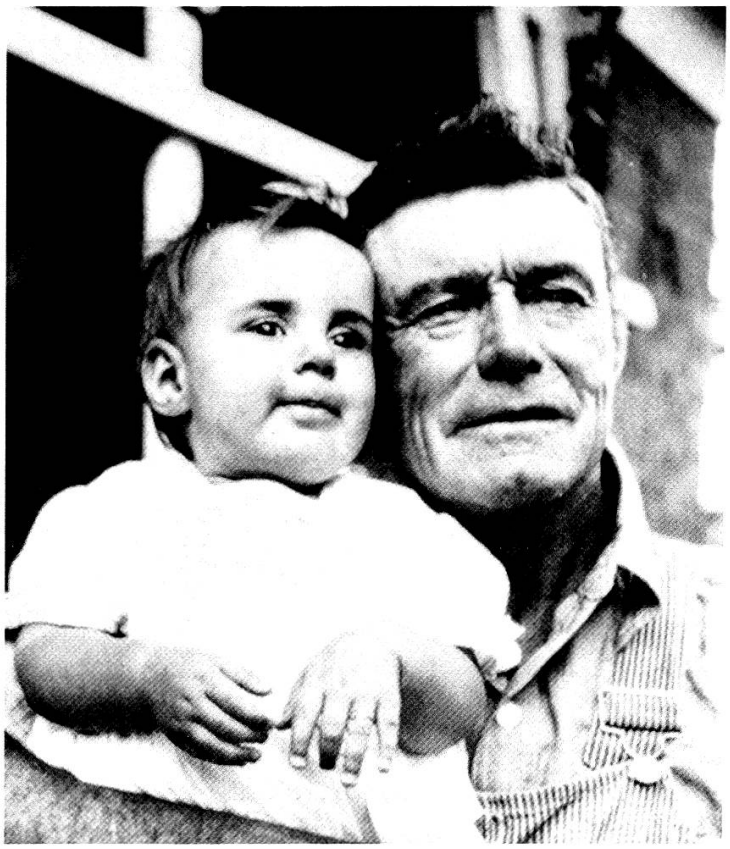
Die Farm war in den letzten Jahren fast ein bisschen berühmt geworden durch die Aufführungen der Tell-Freilichtspiele. Mein Vater, der immer

noch auf meine Rückkehr hoffte, weigerte sich standhaft, das Land zu verkaufen. Obwohl er nie die Farm verlassen hatte, betrachtete er sich als Schweizer und gebrauchte bis zu seinem Tod seine «schwyzerdütsche Muttersprache». Meine Beziehung zu ihm, obschon nicht gerade feindlich, war typisch für Erst- und Zweitgeneration-Amerikaner. Denn ich hatte beschlossen, kein Schweizer, sondern ein Amerikaner zu sein.

Ein Psychiater sagte mir einmal, alles, was ich bisher in meinem Leben getan hätte, hätte ich getan, um mich bei den Leuten von New Glarus zu beweisen. Falls dies stimmen sollte, so hätte ich nichts erreicht, denn dort erinnert man sich vor allem meiner Unfähigkeit, Kühe zu melken. Dass ich Bücher den Holsteinern vorzog, war bald ersichtlich, und mein Vater erklärte seinen Freunden, ich sei eben ein «Wunderlicher». Doch seine Erlaubnis, an der Universität von Wisconsin in Madison zu studieren, erhielt ich erst, nachdem klar war, dass ich als Farmer gänzlich versagen würde. Die New Glarner lesen keine Bücher, und noch weniger schreiben sie welche. Literatur galt nicht als seriöse Beschäftigung. Umso mehr erstaunte es, als 1955 gleich zwei Bücher von New Glarnern publiziert wurden, eines von Dr. John Schindler und eines von mir.

Mein letzter Besuch zu Lebzeiten meines Vaters fand an einem Septemberwochenende während der Tell-Aufführung statt. Schon im Flugzeug bekam ich feuchte Hände vor Aufregung und Sorge, wie ich, der verlorene Sohn, wohl empfangen würde. Während der Busfahrt durch die hügelige Landschaft von Green County, als ich die Kühe mit ihren Schweizer Glocken betrachtete, wurde ich tief von der Schönheit der Landschaft berührt. Schliesslich tauchte die mir so bekannte Silhouette des Dorfes mit dem Kirchturm auf. Das verschlafene Städtchen, wie ich es in Erinnerung hatte, hatte sich verändert. Brandneue Strassenschilder, ein neues Restaurant im alpinen Stil. Es war Samstagnachmittag, und die Strassen waren voller Menschen wie an einem Jahrmarkt.

In einem grünen hügeligen Tal lag die Wilhelm-Tell-Farm mit dem Backsteinhaus, das mein Vater erbaut hatte, dem rot gestrichenen Stall und dem kleinen Eichenhain, hinter welchem sich das alte weisse Häuschen verbarg, in dem sowohl mein Vater als auch ich geboren wurden. Es war gerade Melkzeit, und so traf ich meine Eltern im Stall an. Mein Vater umarmte mich und fragte, wie es mir gehe. Nach all diesen Jahren fanden wir es immer noch schwer, miteinander ins Gespräch zu kommen. Für ihn blieb ich eben ein «Wunderlicher». Sich seiner Gefühle schämend, drehte sich mein Vater bald wieder um und widmete sich weiter den Kühen. In meiner Erinnerung war er ein stattlicher gut aussehender Mann gewesen, der jeweils bei Tanzfesten zusammen mit meiner Mutter den ersten Preis gewann, ein Mann mit schwarzem gewelltem Haar und Augen, die voll Freude funkelten, die sich aber in der nächsten Minute mit Tränen füllen



Herbert Kublys Vater Niklaus (geb. 1882) mit seiner Enkelin. Um 1940. (aus Herbert Kublys «At Large»)



Die Kubly- oder Tell-Farm in New Glarus. Um 1940. (aus Herbert Kublys «At Large»)

konnten. Diese Augen waren das Barometer seiner Stimmungen, seines Humors, seines Jähzorns, seiner tiefen Traurigkeit. Noch jetzt, grauhaarig und schwerfällig in seinen Bewegungen, war er ein attraktiver Mann.

Später ging ich mit meiner verheirateten Schwester und ihrer Familie ins Dorf. Hier, auf einer für den Verkehr gesperrten Strasse, tanzten wir Schottisch und Polka, Tänze, die wir von Kindesbeinen an kannten. Die Ladefläche eines Lastwagens diente der Musik als Bühne. Auf dem Gehsteig begegnete ich einem alten Freund, Oberst Raymond Kundert, der mich mit einem Jodel und «noch einmal äs Chäferfescht» begrüsste. In der Lokalzeitung, der «New Glarus Post», stand zu lesen: «Ein Glarner bleibt immer ein Glarner, egal, wo er lebt, egal, wohin er zieht. Ein Glarner bleibt man ein Leben lang!» Am Sonntag besuchte ich den Gottesdienst. Pfarrer Tschudi verglich in seiner Predigt die Einwanderung der New-Glarner Pioniere mit dem Auszug Abrahams nach Kanaan. Diese Predigt und die darin enthaltene Ermahnung hielt ich für mutig und bewundernswert. Die anderen Kirchgänger aber, denen zwei Tage patriotischen Festes bevorstanden, schienen keine Musse für selbstkritische Gedanken zu haben. Hastig kehrten wir dann nach Hause zurück, wo uns das sonntägliche Mahl, «Chalberwurst und Pfaffächlötz», erwartete. Während die einen weiterassen, eilten die anderen im Sonntagsstaat zur ersten deutschsprachigen Aufführung des Tell-Spieles. Da ich einer englischen Aufführung den Vorzug gab, liess ich diese erste aus und spazierte stattdessen durch das Dorf. Ich schlenderte zum Chalet zum goldenen Vlies, einem Haus, das Edwin Barlow erbaut und in welchem ich als Kind viele Stunden verbracht hatte. Das Gebäude, das nun als Museum dient, enthielt noch dieselben Möbel und Geräte, wie ich sie gekannt hatte, nun aber fehlte jegliches Leben. Ihr Anblick stimmte mich traurig, das Ganze erschien mir wie ein Mausoleum meiner eigenen Jugend.

Der Abend, der festlichste des ganzen Jahres, begann mit einem zweistündigen Jodelkonzert. Die Technik des Jodelns besteht zur Hauptsache aus einem schnellen Wechsel von Kopf- zu Brusttönen. Wer diese Töne noch nie gehört hat, für den mögen sie absurd oder gar unangenehm klingen. Für einen New-Glarner gibt es keine lieblichere Musik. Ihre Jodelgesänge sind sentimental und traurig, voller Sehnsucht nach der Schweiz und – da die meisten Sänger diese nicht aus eigener Erfahrung kennen – wohl eher eine Sehnsucht nach der guten alten Zeit. Da junge Stimmen für das Jodeln am besten sind, waren die zwei Neuankömmlinge Hans Neuenschwander und Robert Schweizer die eigentlichen Stars des Abends. Ihr Gesang war wunderbar, und ein grosser Applaus der Leute war ihnen gewiss. Nach dem Konzert strebte die Menge den Wirtshäusern zu. New Glarus ist mit Wirtshäusern gut dotiert. Es gibt deren elf, für jeweils 110 Einwohner eines.

Im beliebten «Four Corners» herrschte ein Betrieb wie in einem Goldgräberlager. So zogen wir weiter bis zur Wirtschaft von Otto Pümpel, einem ehemaligen Schulkollegen, bei dem es etwas gesitteter zuging. Hier stiess ich auch wieder auf Oberst Kundert, andere Schulfreunde und sogar zwei meiner Lehrer. Nach der Polizeistunde spielte Kundert auf der Strasse vor dem Alpenrestaurant zu einem spontanen Tanz auf. Um 4 Uhr in der Früh fuhren wir schliesslich der Wilhelm-Tell-Farm zu. Die Nacht war kurz. Um 7 Uhr weckten mich meine Nichten und Neffen mit ihrem Gejodel vor meinem Fenster.

Nach dem Mittagessen begab ich mich auf die Wiese, wo die Tell-Aufführungen stattfanden. Amerika- und Schweizer Fahnen zierten den Platz. Beim Durchsehen der Schauspielerliste erkannte ich, dass ich wohl mit rund einem Drittel der insgesamt 150 Darsteller verwandt war. Der deutschsprachige Tell, ein Schreiner namens Oswald Schneider, war ein Vetter väterlicherseits. Gilbert Ott, der den englischen Tell spielte, war ein Vetter mütterlicherseits. Pünktlich um 13.30 Uhr erschallte das Alphorn, und seine Wirkung war die einer Muschelschale, mit welcher ein Häuptling seinen Stamm zusammenrief. Eine andächtige Stille senkte sich über die Zuschauer.

In jeder Szene, in welcher Tell auftrat, herrschte eine besondere Stimmung. Dies lag einerseits in Schillers Beschreibung des Helden, der gottähnlich immer dann erschien, wenn die Not am grössten war, das Rechte tat, um dann wieder im Wald zu verschwinden. Die Bewunderung der Zuschauer galt aber auch dem Schauspieler Gilbert Ott. Ein kräftig gebauter Mann, der mit ruhiger Würde auftrat und mit wohlklingender Stimme die Verse so überzeugend vortrug, als wäre er wirklich Tell. Obwohl die Szene mit dem Apfelschuss nicht echt war, liess es sich Ott nicht nehmen, auf eine Distanz von 50 Metern mit der Armbrust auf einen Apfel zu schiessen, mit der Begründung: «Wie soll ich den Tell spielen, ohne je einen Apfel getroffen zu haben?» (Ott starb 1961 wenige Wochen nach seinem letzten Auftritt als Tell.) Der Höhepunkt der Aufführung ist jeweils Tells tödlicher Schuss auf Vogt Gessler, um mit Gottes Hilfe das höchste Gut, die Freiheit, zu gewinnen. Diese «Geburtsstunde» der Eidgenossenschaft, die mit dem Schwenken der verschiedenen Kantonsfahnen, Glockengeläute und Freudenfeuer gefeiert wird, rührt mich immer wieder zu Tränen.

Nach Ende der Aufführung verdunkelte sich der Himmel, und ein Unwetter brach los, ähnlich jenem der ersten Szene. Die Schauspieler begrüssten den Regen, die Gedanken an die Ernte liessen keine Schwermut aufkommen, wie sie üblicherweise in diesem Moment entstand.

Später ging ich zu Otts Haus, in welchem die Runde der Schauspieler gemütlich beisammensass. Ott selbst hockte abseits, melancholisch vor sich hin brütend. Seine Frau Dora, die für die Kostüme zuständig gewesen war, offerierte Wein und Bier und ein Nachtessen mit Wurst und Käse.

Die Männer stimmten Schweizer Heimatlieder an, und Ott sagte, nicht Schiller, sondern das Schweizervolk habe Tell erfunden. Tell sei ein einsamer Wolf, von unbändiger Kraft, stolz und ohne jede Angst. Er sei sowohl Krieger als auch Pazifist, ein Bauer und gleichzeitig auch Philosoph. Langsam begann ich zu verstehen. Das materialistische ordentliche Leben in der Schweiz wie auch in New Glarus mit all seinem Wohlstand wird nie ganz genügen. Es entstand eine Vernachlässigung des Geistes, die «Schweizer Krankheit» (wie ein Zürcher Psychiater formulierte), die leicht zu Verzweiflung und gelegentlich zu Selbstmord führt.

Einer der Gäste erinnerte an Elsbeth Jenny, mit 92 Jahren älteste New-Glarnerin, die vor 69 Jahren nach New Glarus gekommen war und seither ihre alte Heimat nie mehr gesehen hatte. Man weckte sie, und einige Männer formierten sich unter dem Fenster der alten Dame zu einem Halbkreis und brachten ihr ein Ständchen. In den Augen einiger Sänger standen Tränen, und Oberst Kundert murmelte vor sich hin: «Wir sind alle sehr einsam. Ob nun als Schweizer, die versuchen, Amerikaner zu sein, oder als Amerikaner, die versuchen, Schweizer zu sein. Was wir alle seit hundert Jahren suchen, ist eine Identität.»

Am nächsten Morgen begab sich «Tell» wieder in seine Werkstatt, andere machten Käse oder schnitten den Weizen. Die Bühne wurde weggeräumt, mein Vater und ich entfernten den elektrisch geladenen Zaun, damit das Vieh wieder auf dieser Wiese weiden konnte. Das Gewitter hatte alles reingewaschen. Zusammen stiegen wir auf einen Hügel, und mein Vater zeigte mir die wilden Trauben, die langsam reiften. Sein Land betrachtend, meinte er: «Man muss Wurzeln haben – wie ein Baum. Ohne Land leben ist wie ohne Gott leben.»

Mein Vater starb einen Monat später bei seiner Arbeit mit den Kühen. Zuvor hatte er noch die Trauben gestampft, aus welchen er Wein machen wollte. Als ich für das Begräbnis aus New York eintraf, standen die Wälder in den prächtigsten Herbstfarben. Auf dem Friedhof im Sonnenlicht erschien mir der Tag wie gesegnet. Am folgenden Tag fuhr ich mit meiner Schwester zur Testamentseröffnung ins Dorf. Die Farm ging an uns beide. Auf der Rückfahrt hielten wir auf der Anhöhe, von welcher wir das Tal überblicken konnten. Die Wilhelm-Tell-Farm mit ihren Ahornbäumen, Birken, Weiden und Eichen war mir nie schöner erschienen. Meine Schwester, die nach dieser langen, traurigen Woche in Tränen ausbrach, sagte: «Wir können es nicht tun! Wir können das Land nicht verkaufen!»

Auf der Farm angekommen, kochte ich die Bottiche für den Wein aus – meinen ersten.